

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 198 (1919)

Artikel: Die Befestigung Alt-St. Gallens : ein Bild aus der guten alten Zeit
Autor: Schlatter, S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Befestigung Alt-St. Gallens.

Ein Bild aus der guten alten Zeit. Von Sal. Schlatter.

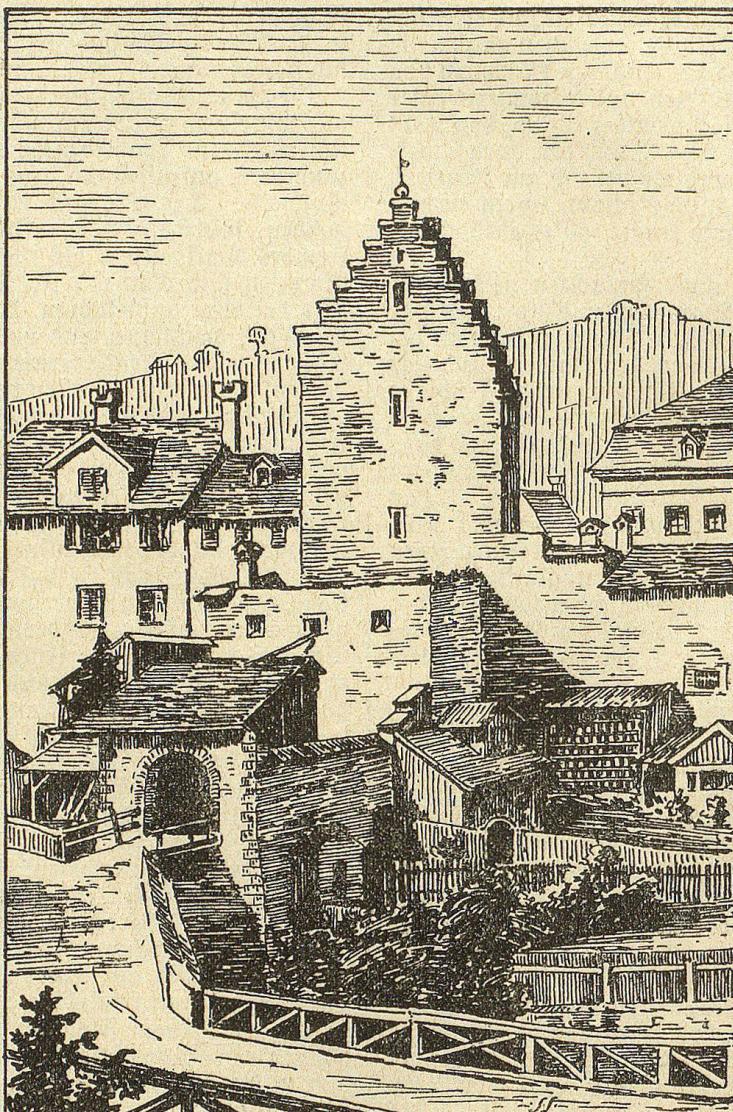
Wir Stadtbewohner von heute können uns kaum mehr denken, wie enge eingeschlossen das Leben unsrer Großeltern vor hundert Jahren war, als die Städte noch mit Mauer und Graben umgeben und mit starken Toren verschlossen waren. Da versammelten sich, je nach der Jahreszeit, im Sommer um neun, im Winter schon um fünf Uhr abends in St. Gallen die Torschließer beim Rathaus, wo sie die Schlüssel zu ihrem Tore in Empfang nahmen. Dann läutete das Glöcklein auf dem Rathaus zum Torschluß. Wer etwa noch draußen war, von einem Gang über Land heimkehrend, der wußte, jetzt gilt's zu rennen. Beim letzten Klang des Glöckleins gingen die Torschließer ab. Hatten sie ihr Tor erreicht, so stellten sie sich davor auf und riefen mit lauter Stimme ins Land hinaus: "Laufed." Das taten sie mit Pausen von fünf Minuten dreimal, dann schlug das Tor zu, die Riegel knarrten, der Schlüssel drehte sich, und wer nicht schnell genug gelaufen war, stand draußen. Ein einziges Tor, das Platztor, wurde während der Nacht Einlaßbegehrenden geöffnet, aber nur unter großen Umständen. Nicht einmal die Vorstädter konnten ungehindert in die Stadt kommen. Verschiedene Gründe hatten zu dieser strengen Einschließung geführt: in frühesten Zeiten die allgemeine Unsicherheit, die eine stete Kriegsbereitschaft zur Abwehr plötzlicher, feindlicher Überfälle notwendig machte, dann das viele herumstreifende Gesindel, vor dessen Diebereien und Einbrüchen man sich dadurch schützte. Auch wollte eine

väterlich über ihren Untertanen wachende Obrigkeit diese selbst in guter Ordnung halten und durch strenge Verwahrung vom nächtlichen Herumchwärmen und Unfugmachen abhalten.

Es interessiert vielleicht die Kärlenderleser, im Anschluß an die im letzten Jahrgang erzählte Geschichte der Stadt St. Gallen, etwas über das Werden ihrer Befestigung zu vernehmen.

Wie dort gesagt, ist die Gründung des Klosters des heiligen Gallus die Ursache der Entstehung der Stadt. Allerlei Händler, Handwerker sc. siedelten sich in seiner Nähe an, von ihm Verdient erwartend. Das Kloster selbst war in frühesten Zeiten nur sehr mangelhaft abgeschlossen. An der Südostseite gab ihm die tief eingerrissene Schlucht der Steinach einige Schutz. Vom spätern Müllertor, die Gallus- und Speisergasse hinunter, war ein kleiner Wassergraben geführt, zu dem das Wasser in hölzernen Rennern aus der Steinach zugeleitet wurde, hinter diesem stand ein

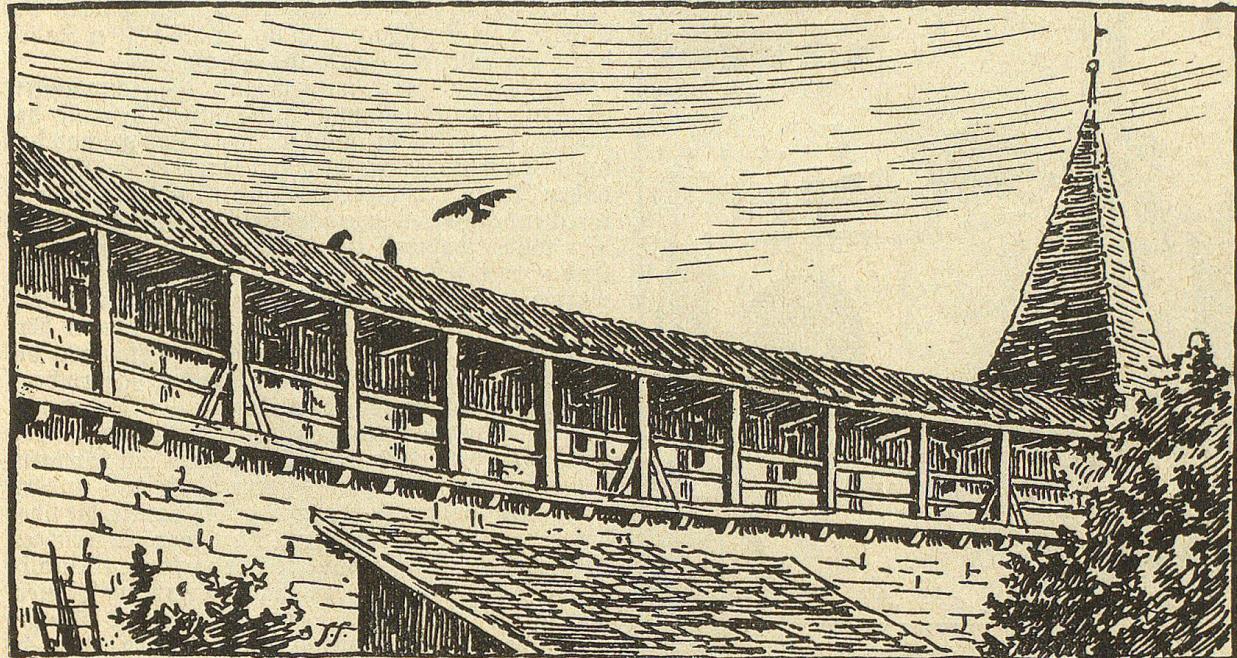
"Etter", ein Steckenhag mit eingelochtenen Ruten. Das war sein ganzer Schutz. Der Weiler St. Gallen lag ganz schutzlos außerhalb, westlich und nördlich davon sich anschließend. Als die Horden der ganz Süddeutschland verwüstenden Ungarn im Jahre 926 sich auch St. Gallen näherten, mußten sich Mönche und Umwohner in die Waldburg bei Bernhardzell flüchten und ihre Heimstätten preisgeben. Im Jahr 953 ging dann der tatkräftige Abt Anno daran, das Dorf St. Gallen samt dem Kloster durch eine Mauer



Das Müllertor gegen die Muesbrugg mit doppelten Zwingolf.

mit 13 Türmen zu umschließen. Er brachte sie allerdings nur bis auf Kniehöhe, erst 20 Jahre später wurde sie vollendet durch Abt Notker. Diese Mauer schloß nur die alte oder obere Stadt ein. Die St. Mangenkirche auf dem Frauhügel und die an seinem Fuße sich bildende Vorstadt, später die neue, untere und mindere Stadt genannt, blieben noch lange Jahrhunderte ungeschützt. Erst nach den Alpenzellerkriegen, im Jahre 1422, erhielt auch sie ihre Ummauerung, aber auch jetzt noch nur auf Mannshöhe. Bei der Belagerung der Stadt durch die Eidgenossen im Februar 1490 (infolge des Rorschacher

selben bog ein tiefer, breiter Graben vom grünen Turm bis zum Löchlibad herunter. Von dort an war das Bett des Grabaches zum Graben erweitert bis auf die Mitte des Bohls, und in den weiteren Verlauf des Grabens war das Wasser desselben eingeleitet, bis zur Steinach. Diese bildete an der Moosbrücke den besten, natürlichen Graben. Am südlichsten Teil, wo die Stadt ganz nahe an die Bernegg heranrückt, war die Anlage eines Grabens nicht tunlich. Dort finden wir zuerst nur eine einfache Mauer, dann wurde zu besserer Sicherung eine zweite Mauer davor aufgeführt, und schließlich, zur Zeit des dreißig-



Wehrgang auf den Stadtmauern.

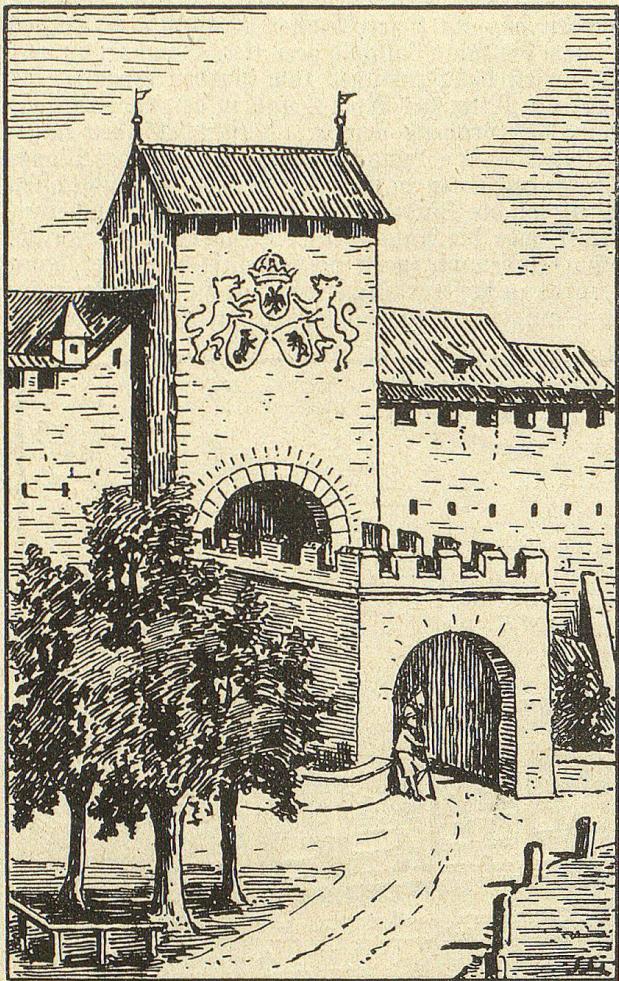
Klosterbruches) mußten die Bürger diese Mauer durch 128 mit Steinen und Erde gefüllte Fässer erhöhen. Nach dem Friedensschluß nahmen sie dann den Ausbau derselben samt Toren und Türmen energisch an die Hand.

Schauen wir uns die gesamte Anlage der „Festung St. Gallen“ etwas genauer an, und zwar zuerst den oberen Teil. Der Mauerzug ging vom grünen Turm, wo jetzt die Gallusstraße bei der Herberge zur Heimat aus der Altstadt hinausführt, dem oberen Graben nach hinunter zur Multergasse, von dort zum Löchlibad und dann in starkem Bogen dem Kindermarkt entlang zum ehemaligen Rathaus. Weiter dem „Bohl“ nach bis zum Kaufhaus, von dort scharf umbiegend am oberen Brühl vorbeistreichend zur Speisergasse. Von hier folgte sie naturgemäß der Steinachschlucht, die an der Stelle der heutigen Moosbrückstraße lag, bis dorthin, wo die Steinach von der Höhe herunterkommt. Ein ganz eigenartiges Stück schloß von hier an den Ring wieder zum grünen Turm. Er ist überall an den geschlossenen Häuserreihen, die sich an die Mauer anlehnten, deutlich zu verfolgen. Von der-

jährigen Krieges, der Zwischenraum zwischen beiden mit Erde aufgefüllt. So entstand der sogenannte „Damm“, auf welchem Geschütze aufgestellt werden konnten.

Auf der sehr dicken Mauer zog sich rund um die Stadt ein hölzerner Umgang, ein sogenannter Wehrgang, stadtwärts offen, nach außen mit zahlreichen Schießscharten. Er erlaubte den Wächtern regelmäßige Patrouillengänge. Wo Häuser an die Mauer angebaut wurden, ging dieser Umgang über das Haus oder durch dessen Dachstock hindurch, ebenso hinter den Klostergebäuden herum. Die schweren Tritte der Wächter und das Poltern ihrer Hellebarten auf dem dröhnen Holzboden weckten oft die Herren Klostergeistlichen aus dem Schlaf, worüber manche Klage ins Rathaus hinunter geschickt wurde. Den Bürgern ging es nicht besser, sie fühlten sich aber um so sicherer beschützt. Schon das Gepolter vertrieb ja die Schelme.

In diesen Mauerring hinein, respektive aus ihm heraus führten ursprünglich nur drei Tore: von Osten her, den Zugang von Rorschach, dem Rhein-



Das Multertor anno 1545.

tal und dem appenzellischen Vorderland vermittelnd, das Speisertor; von Norden, für den Verkehr aus der Thurgau dienend, das Frei- oder Markttor, am untern Ende der Marktstraße; und in der südlichen Ecke Appenzell, das Toggenburg und die Straße von Zürich, also von Frankreich her einlassend, das Gallus- oder Franzentor. An seine Stelle wurde etwa im Jahre 1368 zum Schutze der schwachen Partie beim Damm der starke sogenannte „grüne Turm“ gebaut. Nur ein kleines Ausfallstor für Kriegsfälle blieb dort. Dafür wurde das Multertor erstellt, dort wo jetzt der Börsenplatz ist. Etwa gleichzeitig wurde auch das Müllertor gebaut, hauptsächlich um den Verkehr mit den in der Steinachschlucht gelegenen Mühlen zu erleichtern. Aber auch St. Georgen, Teufen, Gais &c. benützten dasselbe. Der große Marktplatz, dessen westlicher Teil als Viehmarkt, östlicher als Waren-, Holz- und Heumarkt diente, und auf dem auch die Jahrmarkte abgehalten wurden, lag also außerhalb der Stadt. Es sah dort noch ganz anders aus als heute. Der Graben, der sich der Mauer entlang zog, hatte einen steilen Hang gegen den Kindermarkt hinauf, und vor

dem Markttor führte eine Brücke über denselben. Er hieß der Entengraben. Die Ummauerung der untern Stadt schloß beim Büchlibad an die alte, obere Stadtmauer an und zog sich dem heutigen untern Graben entlang um den Friedhof von St. Mangen herum zum „Blaz“, vor altem „am Blez“ geheißen, und zwischen Schwertgasse und Torstraße zum Kaufhaus. Mit ihr wurde auch das St. Katharinenkloster in den Stadtring einbezogen. Sie erhielt drei weitere Tore: das Scheibenertor bei der heutigen Union, in das dann die Straße von Zürich und Wil her eingeführt wurde, das Blaztor beim Pfauen für den Thurgauerverkehr, und das Brühlstor am Marktplatz. Dieses diente mehr der Lokalverbindung, denn die Straße von Rorschach ging bis in die 1770er Jahre durch die Speiservorstadt ins Speisertor.

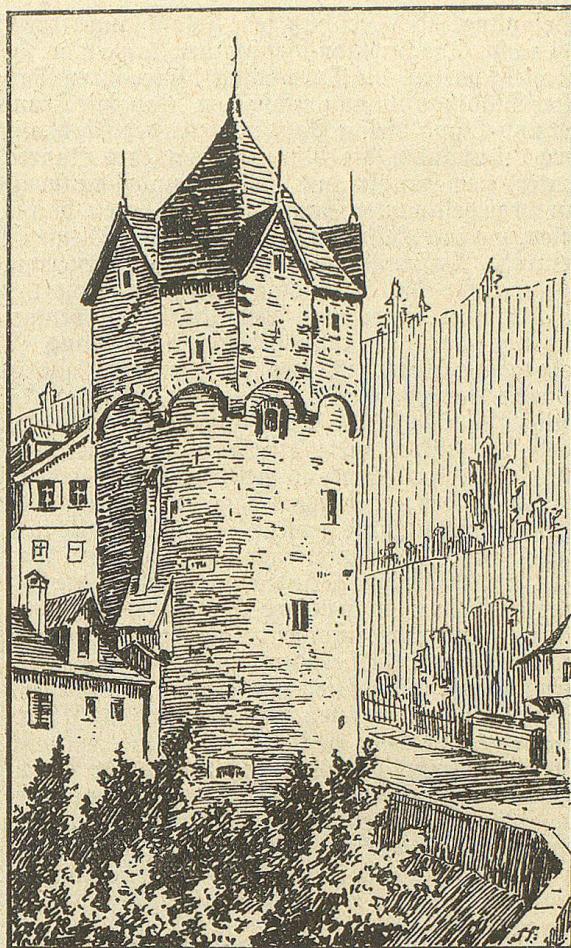
Die Tore waren naturgemäß die schwächsten Stellen einer Befestigung und mußten deshalb besonders sorgfältig geschützt werden. Das geschah dadurch, daß man über den Torbogen einen starken, hohen Turm errichtete, der mit allen der Zeit entsprechenden Verteidigungsmitteln versehen war. Das Tor wurde dadurch zum engen Gang, dessen beide Enden mit festen, eichenen Tortüren verschlossen wurden. Hinter der äußern derselben konnte noch ein aus starken Hölzern gezimmerter Fallgatter heruntergelassen werden, durch dessen Öffnungen die Verteidiger eine durch das erste Tor durchgebrochene feindliche Horde angreifen konnten. Vorgebaute Erkerchen, sogenannte Sentinelien, mit Öffnungen im Boden, erlaubten, die Stürmenden mit Steinen, siedendem Wasser, brennendem Bech und andern schlimmen Sachen zu begrüßen. Die Brücke, die über den Graben führte, war zum Aufziehen eingerichtet. Dabei legte sie sich, als vierte Verstärkung, ebenfalls vor die Toröffnung. Dann war erst noch ein Mauerviereck, der sogenannte „Zwingolf“ vor das Tor gebaut, ebenfalls mit Schießscharten versehen und nochmals mit einem Tor verschlossen. Diese Tortürme hatten zugleich die Aufgabe, die an sie anschließenden Mauerzüge zu flankieren“, d. h. mit ihren Wurfmaschinen, Geschützen oder Handfeuerwaffen so zu bestreichen, daß kein Feind vom Graben aus Leitern an sie anlegen oder sie untergraben konnte. An den Stellen, wo sie nicht hinreichten und sahen, wurden noch weitere, größere oder kleinere Türme eingebaut. In frühen Zeiten waren es oft nur auf die Mauer aufgesetzte Blockhütchen. Die „13 Türme“ der ersten Befestigung werden wohl solche Dinger gewesen sein. Von einem solchen, das ein Aufbau auf ein an die Mauer angelehntes Haus war, ist noch eine Urkunde aus dem Jahre 1384 vorhanden. Es lag an der Brühlgasse, so etwa um das Trischli herum, und enthielt eine Wurfmaschine für große Pfeile, einen sogenannten „Springolf“. Ähnlich werden auch die Tortürme vor der Erfindung der Geschütze armiert gewesen sein. Wirkliche gemauerte Türme fanden sich außer dem schon genannten „grünen Turm“ im Loch oben, ein Stück weiter unten gegen das Multertor hin ein kleinerer Rundturm; am untern Graben, beim Ausgang aus der jetzigen Augustinergasse das Spitztürmli; oben an der Mezgergasse der Harzturm, in

dem die Stadt ihre Vorräte an Harz und Bech zur Verpichung der Brunnen und zur Beleuchtung aufbewahrte; beim Friedhof St. Mangen der runde Pulverturm; zwischen Platz- und Brühlstor der Michaelsturm; an der Brühlgassstrecke der Neuturm; und schließlich an der Moosbrücke der einzige bis heute erhalten gebliebene Rundturm beim Karlstor, welcher dem Kloster als Zeughaus diente.

Zu diesen „hohen Wehrinen“, wie man die ganze Befestigung hieß, kamen noch die beiden Türme der St. Laurenzen- und der Klosterkirche, nicht nur als Beobachtungsposten. Es standen jahrhundertelang auf beiden Geschüze zur Bestreichung der Bergabhänge. Auch im Löchlibad wurde in Kriegszeiten ein „Stücklein“ aufgestellt, um einen Feind, der sich durch das Bett des Trabaches unter der Mauer durch einkleichen wollte, zu beschließen.

Bis nach der Reformation blieben Stadt und Kloster ohne trennenden Abschluß, und das letztere ohne eigenen Eingang durch die Mauer. In Zwischenräumen zwischen beiden war also der Landesherr der großen äbtischen Landschaft vollständig von seinem Lande und seinen Leuten abgeschlossen. Es blieb ihm dann nichts übrig, als das Kloster preiszugeben und seinen Sitz und seine Regierung in Wil aufzuschlagen. Erst im Jahre 1566, durch den sogenannten Wilervertrag, wurde diesem Uebelstand abgeholfen. Es wurde eine das Klosterareal von der Stadt trennende Mauer erbaut, die vom Müllertor der Gallusstraße entlang, hinter der St. Laurenzenkirche durch, die Zeughausgasse hinunter lief und beim sogenannten alten Theater sich an die Stadtmauer anschloß. Ein Torbau führte von der Stadt her hindurch, am öbern Ende der Kugelgasse, das mit zwei hintereinander liegenden Tortüren verschlossen werden konnte. Zum einen hatte der Abt, zum andern die Stadt die Schlüssel. Nach außen aber durfte endlich der Abt ein Tor bauen, welches ihm aus der Stadt hinaus zu kommen erlaubte, ohne durch sie hindurch zu müssen. Es ist das einzige heute noch stehende Torgebäude, das „Karlstor“, geschmückt mit dem schönen Wappenrelief des Klosters, des deutschen Reiches und des Papstes, den Figuren Christi am Kreuz und des heiligen Gallus und Othmar. Um gegen Überraschungen aus dem Kloster ganz sicher zu sein, ließ sich die Stadt einen großen hölzernen Kasten machen und ihn in der Nähe verwahren. Dieser sollte im Notfall vor das zur Stadt führende Tor gestellt und mit Steinen gefüllt werden, die ebenfalls bereit lagen, damit dieses nicht eingeschlagen werden könne.

Man fühlte aber, daß alle diese Einrichtungen das Städtchen, das so eng eingebettet zwischen den viel höheren Hügelzügen liegt, doch nicht recht zu schützen vermögen gegen einen Feind, welcher diese Höhen beherrschte. Darum unterhielt der Rat auf dem Rosenbergschlößlein wenigstens eine Wachttube, von der aus die Thurgauergebiete beobachtet werden konnten. Auf dem Gipfel der Bernegg, der erst in neuester Zeit bewaldet wurde, aber befand sich eine Schanzenbefestigung mit doppeltem Wall. Mitten drin stand eine Wachtürme mit einem Feuerzeichen daneben, eine richtige Hochwacht, wie sie zu hunderten durch die



Der grüne Turm im Loch oben.

ganze Eidgenossenschaft angeordnet waren. Alle standen mit einander in Verbindung und konnten in kurzer Zeit einen Alarm, den „Sturm“, durchs Land verbreiten. Um auch unten im Tal einem belagernden Feinde keine bequemen Unterstände zu gewähren, durften durch Jahrhunderte hindurch keine massiven Häuser außerhalb der Stadtmauern gebaut werden. Nur leichte Holzbauten auf niederem Sockel wurden gestattet, und alle nur unter dem Vorbehalt, daß sie in Kriegszeiten ohne Entschädigung zerstört werden dürfen. Besonders waren gewölbte Keller verboten. So stand das kleine Gemeinwesen, die Stadtrepublik St. Gallen, wohlregiert von innen und wohlverwahrt nach außen, da, bereit, sich seiner Haut und seiner Existenz zu wehren. Aber sie wußte auch, was der heutige Weltkrieg uns aufs Neue laut und deutlich lehrt, daß die besten Einrichtungen nichts nützen, wenn sie nicht von tüchtigen Männern mit fester Hand und unerschrockenem Herzen benutzt werden. Auch dafür war aufs sorgfältigste gesorgt. Ein bestimmtes Glockenzeichen vom Turm genügte, und jeder waffenfähige Bürger stand in wenigen Minuten auf seinem Posten. Jeder kannte seine Aufgabe aufs genaueste. Jedes Tor, jeder Turm, jeder Mauerabschnitt hatte seine

Besatzung, jedes Geschütz, jede Feldschlange ihre Bedienung. Die Hakenbüchsenbüchsen standen an ihren Schießscharten, die Torwächter hinter ihren Toren. Der Stadthauptmann mit seinem Stab, mit Trommler und Signalpfeifer, stand inmitten der Stadt, unter den Libetbänken, die Mannschaften jedes Quartiers unter ihrem Hauptmann, Leutnant und Wachtmeister, an ihren bestimmten Sammelpfählen, bereit, dahin zu eilen, wo ihre Hilfe nötig werde. Sorgfältige Einteilung, Waffenübung, regelmäßige Musterungen sorgten für die beständige Kriegsbereitschaft der Mannschaft, ein eifriges freiwilliges Schützenwesen für noch darüber hinausgehende Ausbildung. Die allgemeine Wehrpflicht, der „Militarismus“ sind also eben so wenig moderne als speziell „preußische“ Errungenschaften. Als die Waffentechnik sich immer mehr vervollkommenne, die Geschütze rascher beweglich, leichter zu laden und weittragender wurden, da hätten bei der ungünstigen Lage der Stadt alle diese Befestigungen nichts genutzt. Sie wären alle in wenigen Tagen in Trümmer geschossen worden. In der Zeit des 30jährigen Krieges ließ deshalb die Stadt fremde Festungsingenieure kommen und Pläne zu besserer Sicherung machen. Die Kosten einer wirklichen Schutz gewährenden Anlage wären aber zu groß gewesen, sie hätten sich ja auf alle umliegenden Höhen erstrecken müssen. Zudem war das städtische Gemeinwesen doch zu klein, sich allein ernsthaft zu verteidigen, und der immer fester werdende Anschluß an die Eidgenossenschaft machte das auch nicht mehr so nötig. So blieb es bei kleinen Verbesserungen, hauptsächlich in der Armierung. In späteren Zeiten waren es schließlich nur noch die althergebrachte Gewohnheit und die mehr polizeilichen Gründe, welche die ganze Einrichtung am Leben erhielten.

Sie sah jedenfalls in längeren Friedenszeiten unkriegerisch genug aus, die Festung St. Gallen. An die Stadtmauer wurden immer mehr Häuser angebaut, welche zu ihrer Erhellung Fenster durchbrachen. Die Tor- und andere Türme dienten fast alle als Kornmagazine, im großen Keller des grünen Turmes lagerten die Weinvorräte des Kirchenamtes, aus denen die Herren Geistlichen einen Teil ihres Be-

haltes in natura erhielten; das Spitzturmlein diente als Arrestlokal für Schelmen. Im trockenen, grasbewachsenen Stadtgraben vom Scheibentor bis zum Brühlstor weideten die von der Stadt gehaltenen Hirsche; unsere Großväter hießen jene Partie noch den „Hirschengraben“. Im Burggraben plätscherten Enten und Gänsen. Das wenig Schönere aber war, daß viele der an die Mauer angebauten Häuser ihre Abritte und Ferggel einfach in den Graben laufen ließen. Von Zeit zu Zeit wurden zwar scharfe Verbote dagegen erlassen, die aber milde gehandhabt wurden und deshalb meistens nichts nützten.

Wenn sich auch die Einwohnerzahl St. Gallens durch Jahrhunderte hindurch nur sehr langsam vermehrte, wurde ihr doch der Ring allmälig zu enge. So half alles dazu, ihn überläufig zu machen, und es bedurfte nur eines äußern Anstoßes, um ihn zu sprengen. Diesen brachte die mit der französischen Revolution anbrechende Neuzeit. Im Anfang des 19. Jahrhunderts ging mit Energie an die Befreiung der Stadt von ihren alten Fesseln. Die Stadtmauer wurde zum Teil abgebrochen, zum Teil den anstoßenden Häusern zugeteilt. Der Stadtgraben wurde ausgefüllt und zu einem Platz von Gärten gemacht. Ein Tor und ein Turm nach dem andern wurde dem Erdboden gleich gemacht. Die Mauer zwischen Stadt und Kloster mußte zum größten Teil fallen, nur ein Stück von ihr steht noch hinter den kleinen Häuschen an der Beihausgasse. Stehen geblieben sind von der alten Ummauerung nur ein kleines Stück Mauer an der Moosbrückstraße, der runde Turm und das schöne Karlstor. Sie schauen verwundert auf die breite Straße, unter der die überwölbte Steinach sich verborgen hat, die früher oft so tosend an ihre

Fußmauern schäumte. Die Stadt selbst aber hat sich gereckt und ausgedehnt, weit über ihr altes Weichbild hinaus. Die Gebiete des ehemals fürstäbtischen Landes, die sie früher so enge umgaben, und in denen im Frühling 1490 die Scharen der sie belagernden Eidgenossen auf ihr feindlichem Boden lagen, sind heute mit ihr zu einem einzigen Gemeinwesen verschmolzen, dem nagelneuen Groß = St. Gallen.



Feierabend. (Nach einem Gemälde von B. Lobler †, München.)